



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Die zwei Eremitagen von Montmorency.

Rousseau. — Zwei Perioden. — Sonntagsfahrten. — Engghien. — Der blöde Dichter. — Erste Eremitage. — Heinrich Heine. — Zweite Eremitage. — Zwei Dichter. — Heine's Gesellschafter. — Der Tanzplatz von Montmorency. — Frankreich und der Verfasser der Reisebilder.

Es gab eine Zeit, wo Montmorency und die Eremitage zu sehen das Ziel meiner Sehnsucht war. Ist es ein Wunder? Ich war achtzehn Jahre alt, ich hatte die neue Heloise gelesen und stand nun unter dem Einfluß des Rausches, den eine erste Lectüre der Confessions in uns hervorbringt. Wie mit glühenden Ketten hatte mich das wunderbare Buch gefesselt, es riß mich über Höhen und Tiefen, es gab mir den Schwindel. Thräne folgte auf Thräne und in athemloser Hast begleitete ich den armen Jean Jacques weiter und weiter auf seinen Wanderungen, von den Charmettes zur Eremitage, von der Eremitage bis zur einsamen Insel St. Pierre. Als ich ruhiger ward, und den Lebenslauf des armen Dulders ganz überblickt hatte, schlug ich die Blätter wieder auf, die Rousseau's Leben in Montmorency schildern. Sie hatten mich tiefer als alles Andere erschüttert, die ganze Seele hatten sie mir in freudigen Schmerz aufgelöst, und ein Hauch der Verklärung hatte mich aus ihnen angeweht. In der That: Rousseau hat auf der Höhe von Montmorency seine Transfiguration gefeiert, er selbst erzählt, wie er dort größer und besser war, als er je gewesen, wie er dort Flügel an den Schultern fühlte und die Erde unter seinen Füßen nicht mehr empfand. Das Feuer, mit dem er die ewige Gestalt seiner Julie lebendig machte, schlug dort in sein eigenes Herz, eine Liebe, bodenlos und unwiderstehlich, voll unnenntbarer Wonnen und Schmerzen, bemächtigte sich dort seiner und hob ihn über alles Menschenleben zu einem Höhepunkt der Ekstase hinauf, vor dem alle kalten und furchtsamen Herzen zusammenschauern. „Emile“ und der „Contract social,“ die neue Heloise und die Briefe an d'Alembert wurden in Montmorency geschrieben; der Ort, wo Rousseau und seine Sophie weinte, wird geheiligt bleiben, wie die Baucüste, in der Petrarca seine Laura besang.

In der Zeit, wo wir sceptisch werden, tritt unsere jugendliche Verehrung

für Rousseau etwas in den Hintergrund. Wir sind dann in der Beurtheilung des Menschen noch nicht so weit gekommen, um zu begreifen, wie bei dem Edelsten so viel traurige Schlacke liegen kann; wir werden hart, wir werden mißtrauisch, die Jugend ist die Periode der Ungerechtigkeit. Wenn uns früher die Philosophen theuer waren, die mit dem Herzen dachten, so fordern wir jetzt von ihnen Resultate, die sich klar und kalt wie Gebirgsspitzen aus blauem Himmel ablösen; die Denker, die irrten und suchten, und uns zuletzt doch nichts bieten konnten, als ihr zerrissen Herz, sind uns nichts mehr.

So tritt für einige Zeit Rousseau für uns in den Hintergrund, und der wahrste und wahrhaftigste Mensch, den die Erde je gesehen, läuft Gefahr, von uns ein lügenerischer Rhetor gescholten zu werden.

Gottlob, diese Periode dauert nicht lange. Wenn wir dazu kommen, unser Herz und die Welt in ihrem Zusammenklang von Gut und Böses erkennen zu wollen, kommt auch der Mann wieder zu Ehren, der das Menschenherz, wie es in der modernen Zeit geworden, zuerst aus seinen tiefsten Geflechten herauszuschildern unternahm. Wir haben dann selbst geirrt und selbst gelitten, traurige Erfahrungen haben uns dahin gebracht, daß wir milder richten. Die Köpfe gelten uns wieder weniger als die Herzen und wir fühlen wieder eine ehrwürdige Scheu vor dem Mann, der bei der mildesten Seele die grausamste That, die je ein Mensch gethan, gegen sich selbst verübte, als er sein wundtes Herz preisgab, um daran der Welt einen Cours von Anatomie vorzutragen. Und so wird uns Montmorency, die Vertraute Rousseau's, für die wir in der ersten Jugend schwärmten, wieder heilig, wie am ersten Tag.

Es war ein goldenheller Frühlingstag, als ich das erste Mal mit zwei lieben Freunden nach Montmorency hinausfuhr. Die Sonntagsmorgenglocken läuteten zur Messe, aber die frivolen Pariser, die in dem Wahne leben, der Sonntag sei zur Freude und Erholung da, wandten der Stadt den Rücken und flogen dem grünen, erwachenden Lande entgegen. Montmorency, zu Rousseau's Zeit fast eine Wildniß und vier Stunden von Paris entfernt, ist jetzt durch die Nordbahn fast an die Barrière von Paris herangerückt; es ist eine Vorstadt, in der man bei allem Comfort der Stadt sich doch auch an Grün und Wiesen erfreuen kann. Uebrigens hat Montmorency ganz besonderen Reiz für den Pariser. Es ist der klassische Ort für Parthien zu Esel, ebenso wie Enghien, das ganz anbei liegt, der klassische Ort für Wasserfahrten in Segelböten ist. Heute, am Sonntage, waren alle Waggonn mit Menschen vollgedrängt. Der Student führte seine Grisette auf's Land. Dann kamen Landleute, die in der Stadt ihre Milch verkauft hatten, Familienväter, die da draußen ihre Villa beziehen wollten, kurz, halb Paris schien auswandern zu wollen. Die Fahrt dauert funfzehn Minuten. Der Montmartre, die Forts, St. Denis, mit seinen öden Königsgräbern — alles fliegt vorüber, ohne Eindruck zu hinterlassen, und ehe man's merkt, ist man in Enghien.

Von diesem Städtchen aus, das reizend durch seinen See und seinen grünen, schattigen Park ist, geht man zu Fuße nach Montmorency. In Krümmungen schlängelt sich ein Weg durch die Weinberge die Anhöhe hinan und läßt rechts und links die Aussicht auf das herrlichste Land offen. Kleine weiße Häuschen

liegen fern und nah und in den blühenden Kirschbaumgruppen versenkt, bläulicher Rauch verkündigte auch dort Wohnungen, wo man nur Grün und Blüthen sieht. Sanfte Bergketten umgrenzen den Horizont, von dort aber, wo wir hergekommen waren, blickte uns die Stadt in ihrer ungeheuren Ausdehnung wie ein wüster schimmernder Meerespiegel entgegen.

Die Kastanienbäume vor Montmorency nahmen uns bald vor der stehenden Sonne in Schutz, wir fragten einen Bettelmann am Wege nach der Eremitage, und er wies uns mit seiner Krücke einer Reihe Häuser zu, die ganz in Grün gebettet war. Ob die Nachtigallen dort noch schlagen, wie in den Nächten, wo Rousseau dort mit seiner Sophie in der Jasminlaube saß? ob der Bach noch durch den Hain von Andilly murmelt, an dem Rousseau die Stimmung für die Arbeit des Tages zu holen gewohnt war? Und der Rosenstock, den Jean Jacques pflanzte und begoß, ob er noch Rosen trägt? Den heiligen Orten, wo ein großer Mann gewandelt, möchten wir die dauernde Unwandelbarkeit eines Tempels wünschen.

Der Roman, der in der Eremitage spielt, ist bekannt, wer hat ihn nicht in der Jugend mit Nüchternheit gelesen? Rousseau liebte Sophie d'Andelot, die Schwester der Madame d'Épinay, und liebte unglücklich, denn Sophie war die Maitresse des Hauptmanns von Saint Lambert. Ueber dieses Verhältniß zweier Seelen, die nebeneinander in gleichen Gluthen loderten, doch ohne sie für einander zu theilen, die sich in ihrem eigenen Gefühl bis zur Ekstase verauschten und die sich Eines an des Andern Herzen ausweinten, ohne doch je zueinander zu gelangen, hat Rousseau's Schilderung einen wunderbaren Zauber geworfen. In der That, wer war Sophie d'Andelot, daß sie vom glühendsten Herzen, daß sie die Erde trug, nicht zu erweichen war? Eine Heilige, wie sie Rousseau uns schildert? Warum stieß sie dann nicht den Armen, den sie nicht lieben konnte, von sich, und benahm ihm mit der letzten Hoffnung auch jenen Stachel unglücklicher Liebe, die ihn verzehrte und krank bis auf den Tod machte? Spielte sie mit ihm? Fast ist's zu glauben. Denn was ist von einer Frau zu denken, die sich in der verschwiegenen Mondnacht zu uns setzt, um uns zu sagen, wie sehr sie einen Andern liebt? Du warst blöde, armer Rousseau, und mußttest es auch diesmal büßen. Und doch, armer Jean Jacques! wer möchte sich einen Scherz über Deine Schüchternheit erlauben, wenn Du von der Bank in der Laube erzählst, wo Du eine ganze Nacht hindurch weinend an Sophiens Seite sahest? Die Akazie streute ihre Blüthen herab, die Nachtigall sang, der Mond blickte durch die Zweige. Du fandest für Deine Liebe zum erstenmal die glühendsten Worte. Und doch gingst Du traurig von dannen, wie Du hingekommen, und Sophie zog sich rein aus Deinen sehnächtigen Armen.

Man kommt nach Montmorency, um die Eremitage zu sehen, und hofft Alles noch zu finden, wie Rousseau es verlassen. Enttäuschung! Auch hier sitzt die Zeit, wie jener Engel bei dem aufgebrochenen Grabe und spricht: was sucht ihr den Todten, wo sie ihn bestattet haben? Sucht ihn auferstanden in der Natur und begnügt Euch an dem Gedanken, daß sein Odem noch mit Vorliebe durch die benachbarten Haine rauscht, wo er so gern gewandelt. Die Mauern der Eremitage sind zwar geblieben, aber man hat die Hütte, wo der arme Jean

Jacques ohne Feuer im strengen Winter seine glühendsten Liebes-Dithyramben schrieb, zu einem weitläufigen Wohnhaus umgebaut. Ein aristokratisches Gitter hält die Besucher ab, in die Nähe zu kommen, und wenn man Einlaß begehrt, sagt uns ein Lakay, daß die Herrschaft zu Hause sei und nicht gestört werden wolle. Auch der Garten ist nicht zugänglich, und ist Rousseau's Garten nicht mehr. Der Rosenstock mag längst verdorrt sein, jetzt blicken fremdländische Bäume zu uns herüber, und das Geplätscher einer Fontaine sagt uns, daß der Garten vornehm geworden wie die Hütte.

Man muß darauf verzichten, die Fußtapfen eines großen Mannes auffuchen zu wollen, sagte ich zu mir selber, als ich von der Eremitage zurückging. Ein Thor, wer an der verlassenem Stätte hängt! Um Rousseau's Bild vor sich zu haben, muß man den Contrat Social lesen, aber nicht seinen Sarkophag im Pantheon oder sein Haus in Montmorency ansehen. Und schon fing ich an, gegen die schönen Haine und Gärten ringsum ungerecht zu werden, und schon hörte ich nicht mehr, wie in dem Flleder die Nachtigall sang, lieblich, als sei sie Heloisens schwärmerische Seele.

Und ich habe sie doch noch gehört und bin noch oft in den schönen Sommer-tagen nach Montmorency hingegangen. Denn eine andere Eremitage steht noch dort, und ein theurer, ein großer Lebender wohnt in ihr.

In der Avenue der Chataignerée steht ein kleines Haus, eine wahre Villa Ombrosa. Ein Garten mit frischen Grasplätzen und duftenden Blumen breitet sich vor dem Hause aus und eine liebliche Stille waltet ringsum. Zieht man das Glöcklein am Gitter-Thore, so öffnet sich's gastlich, und man tritt in einen schönen grünen Raum voll Duft und Kühle. Am Fenster oben sitzt eine schöne und noch junge Frau, grüßt freundlich und weist auf den höher gelegenen Theil des Gartens hin, wo ein Mann bei Buch und Papier unter den schattigen Bäumen liegt. Um ihn herum schmetternd die Nachtigallen lauter, duften die Veilchen süßer, denn der Mann ist der letzte Dichter der deutschen Romantik, ist Heinrich Heine.

Jean Jacques Rousseau und Heinrich Heine, die beiden Eremiten von Montmorency: zwei verschiedenere Naturen findet man kaum, ein ganzes Jahrhundert mit seiner Revolution, seinen halben Errungenschaften und großen Enttäuschungen liegt als Abgrund zwischen beide. Doch sind sie beide der Ausdruck der Zerrissenheit ihrer Zeit gewesen. Der Eine enthüllte ihn rhetorisch mit allem Pathos der Leidenschaft, mit allen Thränen des Gefühls, der Andere ironisch, seiner eigenen Verzweiflung spottend, in tausend Sprüngen von Hohn zur Wehmuth. Der Eine ist der Vater einer Revolution, der Andere ihr Kind, sie kritisch und oft sie verhöhrend, weil er die Scyphus in alles und jedes zu tragen gewohnt ist. Der Eine war eine einfache und ganze Natur, ein Menschensohn, ein Wesen wie ein Prophet und Heiland, der Andere eine doppelte Natur, eine Geburt aus Licht und Schatten, ein Wesen wie der seltsame Zauberer Merlin, den der Dämon der Erkenntniß mit der Nonne der Romantik gezeugt hat. Geht man von ihrem Sein auf ihre weitere Persönlichkeit nach Außen über, so haben beide den Haß der Heuchelei gemein und haben beide das Bedürfniß, ihr ganzes Herz mit aller Schonungslosigkeit für sich selber der Welt zu zeigen. Rousseau entledigte

sich seiner Sünden insgesamt in einer Generalbeichte, Seine hatte von jeher die dämonische Lust, sich schlechter zu machen, als er war. Aber damit ist auch alle Ähnlichkeit zwischen den beiden Eremiten von Montmorency zu Ende, was sonst noch bemerklich in die Augen fällt, sind Gegensätze. Rousseau fängt mit fünf und vierzig Jahren zu schreiben an, Seine hört mit fünf und vierzig zu schreiben auf, der Eine flieht das schöne Paris, in dem er nur Unnatur und Laster sieht und nennt sich selbst einen Bären. Seine liebt Paris bis zu seiner letzten Stunde, freut sich des Leichtsinns, der sich diese Stadt zur schönsten der Erde macht und haßt die Bären über alles. Hat er doch in diesen Bergen hier einen erlegt, der Atta Troll hieß und das wahre Prototyp der Bären war.

Heinrich Seine ist trotz aller Leichenreden, die ihm die Zeitungen halten, noch ganz und gar nicht todt. Freilich hatte der Schlagfluß, der ihn vor einigen Jahren traf, seinen Körper arg heimgesucht. Zu den grauen Haaren, von denen er schon in der Vorrede zum Buch der Lieder spricht und die ihm seine schöne Julie so sorgsam ausraufte, sind noch viele hinzugekommen, das eine Auge ist geschlossen, und der Gang langsam geworden, aber sein Geist ist noch immer jung und blühend wie früher und sein Humor schwingt in den guten Stunden noch mit der alten Kraft jene wunderbare Geißel, die aus Rosenzweigen geflochten ist, und blutige Streifen hinterläßt, indeß sie ihre Rosen weithin verstreut. Ist das Uebel, das ihn drückt, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ganz zu heben, die lange und traurige Vorrede des Todes ist es noch nicht. Seine leidet viel und die Schmerzen machen ihn oft einsilbig und kleinmüthig, ist aber der Schmerz-anfall vorüber, ist auch der Himmel über ihn gleich wieder gelichtet und die Raketen des Witzes steigen wieder prasselnd hinan.

Ich habe Seine'n bei Buch und Papier schreibend und sinnend eingeführt und so wird man mich fragen, was er schreibt. Es sind seine Memoiren. Wie ein Hirt am Abend des Tages noch seine Heerde um sich herum versammelt und sie abzählt, eh' er sie in die Hürde treibt, so versammelt Seine am Abend seines Lebens noch die Erinnerungen seiner letzten Jahre um sich. Es kommen die wildesten, die schwarzen, die stillen und die lustigen, es werden nicht lauter Lämmer sein, an Böcken mit tüchtigen Hörnern wird es nicht fehlen. Niemand hat diese Memoiren noch gelesen, ich glaube, daß auch Heinrich Laube, Seine's treuester und vertrautester Freund, der einst seinen Nachlaß herausgeben wird, sie nicht kennt. Aber gewiß ist es, daß Seine mit außerordentlicher Liebe an ihnen schreibt und in denselben der Welt sein Hauptwerk geben will.

An einem Tage der Woche liebt Seine bekannte Gesichter um sich zu sehen. Es ist am Sonntage. Da muß der Omnibus, der von Enghien nach Montmorency fährt, in der Chataignerée anhalten und ein Trupp Gäste steigt aus. Es ist lauter heitere Gesellschaft, Heinrich Seuffert von der Augsburger Allgemeinen, Alexander Weiß, der Verfasser der Elßässer Dorfgeschichten, der in den Feuilletons der Corsaire allwöchentlich so viel Witz hinauswirft, der Doctor W. und noch dieser oder jener, den ich nicht nennen mag, ist dabei. Einmal im Garten angelangt, wird der kleine Kreis doppelt heiter, so freundlich und erhellend wirkt das Idyll, das sich hier ein deutscher Poet unter französischem Himmel an der Seite einer lebenswürdigen Frau angebaut, auf jede Seele. So menschenschen

Rousseau war, so menschenfreundlich ist Heinrich Heine, wie jener sich glücklich preist, daß er arm war, so freut sich dieser, daß die Gunst des Glücks ihm den ruhigen Heerd geschenkt und es ihm möglich gemacht hat, nach der Tagesarbeit des „Abends Gäste“ wahr zu machen. Heine vergißt dann das körperliche Leiden, er wird lebenswürdig, wird gesprächig, ja gesprächig in einem Grade, wie er es früher nicht gewesen sein soll, und alles freut sich an dem Wetterleuchten dieses Geistes, dessen Abend so schön ist, wie der Morgen einst war.

Wenn das Essen vorbei und das dritte und vierte Glas des goldenen Sauterne geleert ist, das aus einem Keller kommt, ist der Abend schon herangekommen und die silbernen Sterne treten am tiefblauen Himmel hervor. Von fern tönt ein Klingen und Singen der Geigen, denn es ist Sonntag und die Bewohner von Montmorency, wie die Gäste, die aus Paris herüberkamen, haben sich unter freiem Himmel auf dem Tanzplatz zu einem *bal champêtre* versammelt. Leidend wie Heine ist, hat er noch immer Herz und Sinn für die Schönheit des Lebens und mag nicht fehlen, wo der holdeste und beglückendste Gott der Erde, der Leichtsin, den Menschen Feste gibt. So kommt es denn, daß er es nie versäumt, seinen sonntäglichen Gästen den *bal champêtre* zu zeigen, und ihnen noch Gelegenheit gibt, den heitern Abend heiter zu schließen.

Der Tanzplatz von Montmorency ist Rousseau's Eremitage schräg gegenüber. Unter den prächtigsten schattenden Bäumen ist ein glatter gestampfter Plan. In Mitte auf der breiteren Tribüne musiziert das ländliche Orchester und ringsum wogt das Gedränge der Quadrillen. Niedliche Landmädchen mit glatten weißen Häubchen mischen sich dort mit den gepukten Städterinnen, Studenten mit Soldaten, Landjugend mit Bürgersöhnen, es ist ein Gewühl so bunt und verschieden, wie man es nur wünschen mag. Der herbeigekommene Pariser, der sich den Cancan nicht abgewöhnen kann, macht sich durch die grotesken Sprünge bemerkbar, die trotz des besten Willens doch noch in seinem Tanze zum Vorschein kommen, das Bürgerkind von Montmorency hingegen scheint schon durch die größere Anständigkeit für die größere Moral im Lande zu zeugen. Aber ob es Cancan, ob echte Quadrille sei, die grenzenlose Heiterkeit, die unter dem Himmel Frankreichs allein zu finden ist, beseelt alles, und die Grazien, die jede Französin bis zur Bauerndirne herab zu eigen hat, macht aus dem ländlichen Tanz ein Bild voll idyllischer Poesie. Nicht ohne ein heiteres Herz verläßt man den Tanzplatz von Montmorency.

So ist ein Tag in Heine's Eremitage. Er beginnt mit frischem Scherz, mit Duft und Wein und Kühle und stirbt mit den verrauschenden Klängen der Musik. Wie ein fallender Stern läßt er eine helle Spur in der Seele zurück. Zu ihm aber, der hier von der Natur neue Gesundheit und neue Kraft erwartet, kehren unwillkürlich immer die Gedanken wieder. Indes sich in der Heimath Dummheit und Bosheit an ihn hängt, umhängt ihn hier die allgemeine Achtung eines lebenswürdigen Volkes und die treue Anhänglichkeit einer schönen Frau. Es bedarf nicht der Nachtigallen, die hier eben so schön schlagen, wie in Deutschland, nicht der Veilchen, die eben so gut wie in Deutschland duften, um es ihn vergessen zu lassen, daß er im Exil ist! Verzerret haben sie daheim sein Bild, wie sie seine Bücher nicht verstanden, erst wenn er nicht mehr sein wird, wird man

einsehen lernen, welche ungeheure Lücke er durch sein Scheiden in der Literatur zurückläßt. Dann wird sich eine gerechtere und unbefangene Würdigung Heinrich Heine's Plaz machen, man wird einsehen, daß er der erste Dichter Deutschlands in der Nach-Goethe'schen Periode gewesen und der Wanderer, der bei Rousseau's Eremitage einkehrt, wird nicht versäumen, auch vor jener Eremitage zu weilen, wo Heinrich Heine gelebt und gedichtet hat.

Alfred Meißner.

II.

Eine neue Schrift über Goethe.

Goethe und seine Werke. Von Karl Rosenkranz.
(Königsberg 1847.)

Der Verfasser beabsichtigte in diesem Werke ein Gesamtbild jenes Dichters zu geben, den die Nation als ihren Prototyp zu verehren gewohnt ist, ein Bild, das aus philosophischem Verständniß hervorgegangen, in seiner Gruppierung und Färbung den künstlerischen Anforderungen entsprechen soll. Es sind Vorlesungen, zu Hause nachgeschrieben, wie sie in dem Königsberger Auditorium, das uns der Verfasser mit seinem bekannten plastischen Localsinne höchst anschaulich darstellt, wirklich gehalten waren. Aber man denke bei modernen Vorlesungen nicht mehr an die pedantische Gravität, wie sie sonst den Professor eloquentiae auszeichnen mußte; der Docent spricht wie ein gewöhnlicher Mensch, er steht im Hauskleide vor seinen Zuhörern, er unterhält sich mit ihnen, plaudert anmuthig und beredt, ja er läßt sich von ihnen inspiriren. Namentlich ist von der Terminologie der philosophischen Schule kaum hier und da noch eine Spur zu entdecken. Uns will sogar bedünken, als ob hin und wieder der Popularität zu viel zugestanden sei, als ob die Sprache hier und da sich gar zu wohlgefällig im eleganten Negligé bewege. Jedenfalls wird die Verbreitung des Werkes dadurch gefördert werden; ich kann mir wenigstens unter der Classe der Gebildeten keinen vorstellen, der es nicht von Anfang bis zu Ende verstehen sollte, der, so Vortreffliches er daraus lernt, es nicht ohne erhebliche Mühe in sich aufnehmen könnte. Ja es scheint, als ob dem Leser selbst die Mühe der Erinnerung erspart werden sollte, denn man erzählt uns den Inhalt des Werther, des Tasso, der Iphigenie ziemlich ausführlich, wie man sonst wohl Berichte von weniger bekannten Autoren abstattet.

In der Vorrede werden wir einigermaßen überrascht, die Ansichten des Verfassers über die Stellung Preußens zu Deutschland entwickelt zu sehen, und zwar mit einer halb wohl ironischen, halb aber ernst gemeinten Apologie der neueren Tendenzen, denen der politische Sinn sonst abgeneigt sein möchte. Gerade weil Preußen ein rationalistischer Staat ist, soll nach der Ansicht des Verfassers in seiner Erscheinung auch das Moment der Phantasie, des mysteriösen Gefühls, der Romantik als nothwendiger Coefficient auftreten. Auf ähnliche Weise werden wir zuweilen in den Vorlesungen selbst überrascht, wenn irgend eine partielle Aeußerung Goethe's, oder der Gang einer seiner Schriften den Verfasser aus der Objectivität seiner sonstigen Darstellung in sein eigenes Gebiet hinübertreibt.

Zuerst entwickelt der Verfasser den Standpunkt, den seine eigene Kritik ein-

nimmt, als ein Resultat der ihm vorangegangenen. Er zeigt, wie Verehrer und Gegner von dem ersten Auftreten Goethe's an sich gegenseitig ergänzten, indem jeder eine einzelne Richtung einseitig festhielt, und an sie, je nachdem die eigene Weltanschauung in Harmonie oder in Widerspruch dazu stand, maßloses Lob oder maßlosen Tadel knüpfte. Vortrefflich, in schlagender Kürze wird die Einseitigkeit nachgewiesen, in welcher der moralische Rigorismus eines Menzel, der abstracte Patriotismus eines Börne, der Pietismus eines Hengstenberg, so verschieden der Gesichtspunkt war, von dem sie ausgingen, sich in der Verfeinerung des freien Dichters begegnen mußten. Es hätte hier schärfer hervorgehoben werden sollen, welche innere Verwandtschaft in diesen Romantikern des Nationalismus und der forcirten Religiosität den Leitton zu dem Widerspruch gegen Goethe bildete. Es wird darauf auf die moderne Kritik, die sogenannte humanitaere eingegangen, die, indem sie den Dichter anerkennt, doch eigentlich mit zu dreisten Anforderungen an ihn geht und sich nur befriedigt fühlt, weil sie befriedigt sein will, weil sie ihre Ideale in dem Dichter wiederfinden will. Rosenkranz selbst verwahrt sich dagegen, willkürlich nach abstracten Formeln die Schöpfungen des dichterischen Geistes construiren zu wollen, wie es seine philosophischen Glaubensgenossen gethan, eben so wenig will er sich auf das subjective Gebiet der Vergleichen, Contraste und äußerlichen Beziehungen begeben, wie er es namentlich der Kritik Gervinus' vorwirft. Er will historisch sein, und wenn er auch der Kritik das Recht vindicirt, zu analysiren, zu begreifen, was der Dichter in einer gewissen Unmittelbarkeit hervorbringt, so fordert er doch von ihr, daß diese Analyse objectiv sich aus dem Gegebenen entwickeln soll, daß sie sich selbst vergessen muß, um wahr zu sein.

Vor der eigentlichen Entwicklung des dichterischen Geistes in Goethe nimmt er noch das mehr äußerliche in seinem Leben und Treiben durch, nicht ausführlich, aber überall orientirend: zuerst die localen Einwirkungen, seine Weltstellung in Weimar, sein Verhältniß zur Naturwissenschaft, zur Antike und zur bildenden Kunst überhaupt, zur Philosophie — und hier ist es anerkannterwerth, daß er das eigenthümliche Zusammentreffen der spätern Goethe'schen Dichtungen mit der ersten Phase der Hegel'schen Philosophie nicht äußerlich herleitet, sondern es als ein wesentliches Resultat der bisherigen Entwicklung des Geistes darstellt.

In der eigentlichen Geschichte behält Rosenkranz die gewöhnliche Einheit bei, weil sie auch in der Natur der Sache liegt: die Zeit des genialen Naturalismus, bis zur italienischen Reise; des classischen Idealismus bis zu den Wanderjahren und des eklektischen Universalismus. Die größern und kleinern Werke einer jeden Periode werden ausführlich besprochen und in einen inneren Zusammenhang mit der leitenden Idee der Zeit gesetzt.

In den Werken der ersten Periode wird nachgewiesen, wie in der ungestümen Nahrung der Subjectivität in diesem Streben, den gemüthlosen Gesetzen, dem todten Formelwesen der sittlichen Bestimmtheit gegenüber den maßlosen Wünschen und Idealen des Herzens Geltung zu verschaffen, gewissermaßen ohne den Willen des Dichters die Tendenz der Zeit eine plastische individuelle Gestalt annahm und dahin führte, in dem Recht der Eigenheit zugleich ihre Schuld zu er-

kennen. Werther, das Bild der reinen Subjectivität im Streben gegen die gegebenen Formen der Welt, geht unter, weil eben die bloße Subjectivität sich nicht behaupten läßt; der Dichter dagegen überwindet die Einseitigkeit dieses Strebens, indem er dem Gemüth nicht einen brutalen Sieg über das Conventionele erringt, sondern indem er das eine an dem andern bildet. Vortrefflich ist es dargestellt, wie in den titanischen Tendenzen, die sich auf den Glauben, die Religion, das Absolute überhaupt bezogen, ebenso wie in dem Eingehen auf historische, politische Erscheinungen, wie im *Egmont*, eine ähnliche Bildung der ursprünglich unbändigen Subjectivität sich vermittelt.

Diese vollendete Bildung wird in den Schriften der zweiten Periode objectiv. Das Herz resignirt, nicht weinerlich oder sentimental, sondern in freudiger Hingebung an die Macht der Natur und der Sitte. Was Spinoza in dem dialectischen Gewebe seiner Ethik, ich möchte sagen in einer gewissen Härte entwickelt, wird in den bunten Bildern der Dichtung zu einer heitern Harmonie. Das Herz ist selig, denn es darf sein Leiden lieben; es darf sich genießen in seiner Schranke, denn diese Schranke ist sein wahres Sein. Die *Iphigenie* — ein Schauspiel, dessen sinnige Entwicklung dem Philosophen Ehre macht — ist das schönste Bild der vollendeten Resignation, der Tasso das bedeutendste Gemälde der Tendenz zur Entsagung. Sie ist in ihm noch auseinandergelegt; die Gegensätze haben sich noch nicht in ihrer Ergänzung gefunden. Das Verhältniß Goethe's zu Schiller in dieser Periode hätte nach unserm Urtheil der Verfasser mit größerer Aufmerksamkeit behandeln sollen.

Weniger können wir dem Kritiker folgen in dem, was er über die spätern Schriften Goethe's sagt. Es ist löblich, bei einem verehrten Manne auch wenigstens den Versuch zu machen, in seinen Tändeleien und Mystificationen eine Spur von Bedeutung zu finden, aber dies Streben ist selten belohnend. Die Kritik des zweiten Theils von *Faust* ist verfehlt, weil überall Vernunft gesucht wird, wo ein unbefangener Sinn nur das Stammeln eines weisen, aber alten Mannes vernimmt.

Allen Verehrern deutscher Poesie sei dieser kritische Abriß als eine eben so belehrende wie anmuthige Darstellung empfohlen.

† †.

III.

Aus Wien.

Ärzte und Bader. — Die neuen Pächter der Wiener Zeitung. — Literarische Anzeigen allen Zeitschriften frei gegeben. — Heinrich Moriz und die Wiener Theaterleitungen. — Die Wiener Jahrbücher und ihre Redaction. — Gensirte Chorherren. — Heine's Fremdenliste.

In der medicinischen Facultät erregte der Fall, daß ein Doctor der Medicin mitten in der Stadt eine Officin, d. h. eine Barbierstube kaufte und auf der Tafel über dem Gassenladen sich mit vollem akademischen Titel nennt, eine unangenehme Bewegung; wenn auch vom Rechtsstandpunkte sich gegen das Verfahren eines Mannes, der mehr durch Rasiren, als durch ärztliche Praxis sein Brot zu

erwerben sich getraut, sich nichts einwenden läßt, so heißt es doch die Würde des ganzen ärztlichen Standes herabsetzen, welche ohnehin in Wien bedeutend gelitten hat und zusehends neue Demüthigungen erfährt. Jedenfalls hätte der Rastir-Doctor den letzteren von der auf der Strafe ausgehängten Tafel weglassen sollen. Am Besten wäre es, wenn man, wie dies in Frankreich längst der Fall ist, den Stand der Chirurgen aufhobe und jedem Doctor der Medicin es zur Pflicht machte, zugleich Chirurgie zu verstehen, während man das Rastren und ähnliche Funktionen wie ehemals den Badern überließe. —

Die privilegierte Wiener-Zeitung ist abermals ohne Concurrenz-Ausschreibung dem Ghelen'schen Erben auf zehn Jahre überlassen worden, jedoch gegen eine Erhöhung des Pachtshillings von zehntausend Gulden, dafür werden sich die Insertionsgebühren per Zeile um einen halben Kreuzer C.-M. erhöhen und so wird das Publikum die Begünstigung, die man einzelnen Individuen gnädigst gewährte, büßen müssen, während voraus zu setzen ist, daß ein neuer Pächter eine derartige Erhöhung sich kaum erlaubt hätte. Der einzig günstige Erfolg für's Publikum dürfte der beabsichtigte Redactionswechsel sein. In der jetzigen Gestalt entspricht die Zeitung weder dem Fortschritte der Zeit, noch dem Vortheile der Pächter, die jetzige Führung verschuldete das Entstehen des Fremdenblattes, welches von Tag zu Tage mehr gedeiht und unter andern auch, daß die bis jetzt nur der Wiener-Zeitung zustehenden literarischen Anzeigen, fortan allen belletristischen Blättern freigegeben werden. Letzteres hat man, wie ich höre, einer energisch gearbeiteten Eingabe des Dr. Schmidl und Dr. Wildner von Maitenstein, welche von mehreren hiesigen Redacturen mitgefertigt wurde, zu danken, dieser Umstand aber soll die Bewerbung des Erstern um die Redaction der Wiener-Zeitung paralytirt haben. Der Statistiker Dr. Siegfried Becher soll sein Mitbewerber sein. Dr. Schmidl hätte wenigstens für sich, daß er Censor — war, während Dr. Becher sich um dieses Ehrenamt!! vergebens bewarb. Wir zweifeln, daß diese vielschreibenden compilirenden Herren jene Bedingungen mitbringen, um das Blatt nur auf die Stufe des Journal des österreichischen Lloyd zu bringen.

Im Theater an der Wien hat Herr Heinrich Moriz aus Stuttgart sein in der That glänzendes Gastspiel vollendet, und das Publikum hat am Abende seiner letzten Vorstellung den ihm werth gewordenen Gast mit wahrer Herzlichkeit und Wärme entlassen. Ihre Zeitschrift ist nicht der Ort, um über die Details schauspielerischer Leistungen zu referiren. Zudem datirt sich der Ruf dieses Darstellers nicht von gestern her und seine künstlerische Individualität ist in Deutschland wohl hinlänglich bekannt. Moriz ist einer der wenigen öffentlichen Charactere deutscher Schauspielkunst, die ihre Aufgabe, der dramatischen Literatur gegenüber, begreifen, und sich ein bleibendes Verdienst um sie erworben haben. Heinrich Laube hat dies in der Vorrede zu einem seiner Stücke glänzend an's Licht gestellt. Von unserem Standpunkte hat sich speciell eine Bemerkung uns aufgedrängt. Unsere hiesigen, dem recitirenden Drama und Lustspiel gewidmeten drei Theater, leiden an einem gemeinsamen Uebelstand, an einer schlechten Leitung. Die Theaterlust und die Bonhommie der Wiener, eine jede nur einigermaßen gute Vorstellung durch zahlreichen Besuch zu lohnen, machen den hiesigen Theaterboden

noch immer zum lucrativsten und bildungsfähigsten in ganz Deutschland. Wie kommt es also, daß man sich nicht Das zu verschaffen sucht, woran es eigentlich fehlt: einen geistvollen Mann als Leiter, technischen Director, Directionsrath oder wie man ihn sonst nennen will, einen Mann, der auf der Höhe deutscher Bildung steht, der Geschmack mit praktischem Geiste und Erfahrung verbindet. Am Burgtheater ist freilich keine Aussicht da, daß man zu Raison kommt; aber Pokorny, der guten Willen, Unternehmungsgeist und gute Qualitäten besitzt, dem aber das Eine fehlt, was allerdings die Hauptsache ist: Bildung, Geist und künstlerisches Sachverständniß — wie kommt es, daß er einen Mann wie Moritz nicht als geistigen Rath sich beigelegt und sollte er es auch mit großen pecuniären Opfern erkaufen müssen. Wir sprechen in's Blaue hinein, denn wir wissen nicht, ob Herr Moritz zu einer solchen Stelle sich herbeilassen würde, ob er überhaupt disponibel ist u. s. w. Wir knüpfen nur an Herrn Moritz eine allgemeine Bemerkung, und stellen ihn blos als Modell eines Mannes hin, wie wir ihn an unseren hiesigen Theatern brauchen, wenn sie nicht zu inhalts- und gedankenlosen Schaubuden herabsinken sollen. —

Die Akademie wird keine Zeitschrift herausgeben, und somit ist das Leben oder besser das Scheinleben der „Jahrbücher der Literatur“ wieder für einige Jahre gesichert, und dem Redacteur, Herrn Deinhardstein, der sich um Erhaltung des Adelsdiploms sehnüchlig bewirbt, wie dem Subredacteur, der bis jetzt keine Zeile für sie geschrieben hat, das Gehalt gerettet. Letzterer bezieht 600 fl. C.-M.

In der Gesellschaft circulirt der Wahlact der Akademie, und so bin auch ich im Stande, Ihnen denselben mittheilen zu können. Zum Präsidenten erhielt Hammer-Burgstall 17, Baumgartner 5, Hügel 1 Stimme. Zum Vicepräsidenten Baumgartner 19, Prechtl 1, Ettingshausen 2, Hügel 1 Stimme. Zum ersten Secretair Ettingshausen 18, Endlicher 3, Schrötter 2 Stimmen. Zum zweiten Secretair Wolf 17, Chmel 4, Endlicher 1 Stimme.

Der fleißige Urkundenforscher Herr Chmel fand es zeitgemäß, das erste Edict Kaiser Maximilian I., rücksichtlich der Gerechtsame der Stände, herauszugeben, und so, ohne von ihren jetzigen Regungen zu sprechen, ihnen doch einen Spiegel vorzuhalten. Diese aus Urkunden geschöpfte Abhandlung wurde von der Censur gestrichen. Nun ist Herr Chmel wirklicher Regierungsrath, Chorherr des Stiftes St. Florian, Akademiker und Vicedirector des geheimen Haus- und Staatsarchives. Ist es glaublich, daß ein Mann in dieser Stellung, der übrigens durch mannigfache Druckwerke sich bereits bewährt hat, etwas herausgeben werde, was irgendwie gegen den Staat oder die Kirche verstößt? Welche Aussichten für die Censurfreiheit der neuen Akademie der Wissenschaften, wenn ein im Wissen wie im Leben untergeordneter Censor solche Machtvollkommenheit, wenn nicht ausüben, doch auf solche antragen darf.

Die hier seit dem 1. d. M. erscheinende Fremdenliste kommt einem allgemeinen Bedürfnisse entgegen, nur ist es auffallend, daß ihr Redacteur, der Bruder H. Heine's in Paris, die ankommenden Fürsten mit großen, aber schon die Grafen mit kleinen Lettern drucken läßt, er scheint somit die alte Aristokratin, die k. k. privilegierte Wiener Zeitung sich zum Muster genommen zu haben!

IV.

Aus Lemberg.

Die Folgen der Hinrichtungen. — Eine Scharfrichterstelle. — Bodencultur. — Graf Stadion und seine Umgebung. — Der Verfasser des westgalizischen Tagebuchs.

Daß die Vollziehung dreier Todesurtheile in dem großen Polenprozeß von 1846 im Rathe zu Wien für nothwendig befunden ward, zeigt nur, daß die Regierung den hier herrschenden Geist noch immer nicht vollständig kennt und mit blutigen Justizschauspielen auf die Bevölkerung einschüchternd zu wirken hofft. Die Wirkung dieser grauenvollen Strafsjustiz auf die polnischen Massen ist eine ganz andere gewesen, als wohl erwartet werden mochte, und wenn die Behörden Lembergs es für zweckmäßig halten sollten, in ihren Berichten an die Staatsregierung die ganze Wahrheit dieses lehrreichen Eindrucks nicht an's Licht kommen zu lassen, so ist es destomehr die Pflicht der Presse, den Schleier zu lüften, der so häufig offizielle Papiere beschattet. — Seit dem letzten Julitag scheint ein ganz neuer Geist der Brüderlichkeit und fanatischen Hingebung an das Vaterland über das Volk gekommen zu sein, es ist wie eine am hellen Tage, vor den Augen der bewaffneten Macht durch einen einzigen Zauberschlag entstandene offene Verschwörung, die gerade durch diese Geheimnißlosigkeit eine moralische Wirkung übt, wie sie den Bestrebungen brütender Geheimbündelei nimmermehr zu Theil wird. Ein großer Schmerz hat die Freunde des Vaterlandes einander genähert, und es fehlen nur noch einige ähnliche Schritte der Regierung, um die zum Sprichwort gewordene Uneinigkeit und Zersplitterung der Polen zum Märchen zu machen. Man muß die schwärmerischen Ausbrüche des Volksschmerzes am Tage der Hinrichtung des Advocaten Wisniowsky, der vorzüglich als Märtyrer galt, gesehen haben, um die unbegrenzte Hingebung der polnischen Vaterlandsliebe zu begreifen. Die Population Lembergs ist, wie die jeder Hauptstadt, aus so mancherlei Elementen zusammengewürfelt, daß mir dieselbe stets im Vergleich mit andern Theilen des Landes ziemlich kalt und gleichgültig gegolten hat; dieser Tag hat mich eines Andern belehrt, und nie hätte ich geglaubt, daß die Lemberger eines solchen Enthusiasmus fähig sein sollten. Die edle und würdevolle Haltung des männlich-schönen Wisniowsky riß, zumal die Frauen, zur Bewunderung hin, und seine Fahrt zur Richtstätte war ein wahrer Triumphzug; seine wahnsinnig gewordene Gattin und seine vier kleinen verwaisenen Kinder verließen freilich dem 40jährigen Manne eine Folie, die dem 29jährigen unbeweibten Magistratsbeamten Kapuscinsky mangelt, dessen Hände überdies vom Blute des ermordeten Bürgermeisters Markl rauchten. In Bezug auf den dritten Verurtheilten, einen katholischen Priester, hat es der clericale Einfluß durchgesetzt, daß die Hinrichtung aufgeschoben ward, und der Bischof von Tarnow eilte selbst nach Wien, um daselbst die Begnadigung des Verurtheilten zu erwirken. Obschon nun demselben die bei Sr. Majestät dem Kaiser erbetene Audienz verweigert worden, so ist es ihm doch gelungen, auf anderem Wege seinen Zweck zu erreichen. Nachdem einmal Graf Stadion den Aufschub der Hinrichtung bewilligte, war ein solches Resultat auch mit Bestimmtheit zu erwarten, und es muß sich

jetzt zeigen, ob die versprochenen Enthüllungen des Geistlichen in der Wirklichkeit so wichtig sind, um außerordentliche Maßregeln zu rechtfertigen. Uebrigens muß es in der Bevölkerung Galiziens einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringen, daß gerade jetzt in den Landesblättern die Befegung der Scharfrichterstelle zu Wisnietz im Bochniner Kreise mit 300 Fl. Gehalt mit Emphase ausgeschrieben wird.

Die Ernte ist jetzt zwar meistens eingethan und der Ertrag entspricht allerdings den Frühlingshoffnungen, dagegen will Elend und Jammer, diese Schreckensbilder des Winters noch immer nicht weichen, und wenn sich auch der Nothstand in seinem Umfang bedeutend ermäßigt, so sind doch nach wie vor noch viele arme Familien auf dem Lande dem nagendsten Hunger Preis gegeben.

Um dem Leser eine ziffermäßige Vorstellung von dem Reichthum und der Ausdehnung der landwirthschaftlichen Production Galiziens zu geben, erlaube ich mir aus amtlichen Quellen die Vertheilung der Bodencultur in dieser Provinz zu schildern. Von den 1300 Quadratmeilen des Landes werden 580 Geviertmeilen als Ackerfeld benutzt, 423 Meilen sind noch Waldgrund, 204 dienen als Wiesen und Gärten und 137 werden als Viehweide betrachtet; als Weinboden finden sich blos 30 Joch in der Bukowina. In Bezug auf die Guthweiden, die allein noch ein Aerial von 137 Quadratmeilen in Anspruch nehmen, ließen sich am Leichtesten und ohne Beeinträchtigung des Waldbestandes Urbarmachungen vornehmen, um die Productionskraft der Provinz wohlthätig zu erhöhen.

In preussischen Zeitungen haben wir die Beschuldigung gelesen, daß Graf Stadion, der neue Gouverneur, sich mit Günstlingen umringe, die er aus seinem früheren Wirkungskreise als Gouverneur in Triest mitbringe, und namentlich ward auf den Gouvernialrath Dettl hingewiesen, der die Stelle eines Präsidialsekretärs versteht und allerdings von Triest hieher versetzt worden ist. Sind dies nun auch unantastbare Thatfachen, so kann man doch daraus noch lange nicht den Vorwurf des Protectionswesens schmieden, denn sobald man die hiesigen Beamtenzustände kennt und die Corruption, von der sie verpestet sind, so wird man zugleich die Nothwendigkeit begreifen, daß der neue Gouverneur sich mit Gehilfen umgebe, deren Rechtschaffenheit er im Laufe der Jahre bereits vielfach zu erproben Gelegenheit hatte und die ihn vor der Gefahr bewahren sollen, ungesetzlichen Tendenzen als Werkzeug zu dienen, wie dies wohl schon früher vorgekommen sein mag.

Auch hat sich in deutsche Blätter die irrige Angabe eingeschlichen, daß der Oberlieutenant des hier garnisonirenden Infanterieregiments Hoch- und Deutschmeister Messenhausen, der Verfasser des viel berufenen „Tagebuchs eines Offiziers der westgalizischen Armee“ sei, indeß derselbe doch der Lieutenant Nitschner desselben Regiments ist, welcher als Adjutant des Feldmarschall-Lieutenants Baron Wehler in Tarnow lebt. Die Herausgabe des erwähnten Buches erfolgte dem Vernehmen nach auf den Rath des Generalmajors L., der das Manuscript früher durchgelesen hatte und den Inhalt billigte. Gleich nach dem Erscheinen des Werks in Leipzig wurde beim Hofkriegsrathe in Wien die Frage aufgeworfen, ob gegen den Verfasser nicht ein Disziplinarverfahren einzuleiten sei und nur die Bemerkung, daß die Absicht desselben offenbar ein loyale gewesen ist, schlug

die Sache vorerst zu Boden. Inzwischen ward das Buch, durch die Auszüge in der Beilage der Allgemeinen Zeitung auch dem großen Publikum bekannt geworden, der Gegenstand heftiger Angriffe von Seite der Polen, denen allerdings darin etwas stark mitgespielt wurde, und die Folgen dieser mit persönlichen Verunglimpfungen verbundenen Angriffe, wie sie sich mit der Person eines Offiziers schlechterdings nicht vereinbaren lassen, dürften endlich doch für den Verfasser unangenehmer Art sein.

V.

Aus Prag.

[Verspätet.]

Endlich eine Hypothekenbank. — Wechsel in der Regierungsansicht. — Baron Kübel. — Erzherzog Stephan und die Zeitungsrespondenzen.

Den Ständen ist eröffnet worden, daß Se. Majestät beschlossen haben, aus Staatsrückichten eine allgemeine Hypothekenbank für die gesammte Monarchie zu eröffnen.

Hiermit fällt das mit so vielem Eifer zu verwirklichen erstrebte Project der Gründung einer solchen Bank für Böhmen unter ständischen Auspizien, und wahrscheinlich wird die ernannte Deputation, welche die Sache wiederholt zu sollicitiren in der letzten Ständerversammlung beauftragt worden war, gar nicht abgehen, nachdem sie bisher aus uns unbekannten Gründen gezögert hat, ihre Mission anzutreten. Ein Curiosum aber bleibt es immer, daß die Staatsmaximen bei diesem Anlasse zweimal total gewechselt haben. Nämlich einmal hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der Errichtung einer Filiale der Nationalbank in Prag, welche die Stände bei Einreichung des Hypothekenbankprojectes zur Sprache brachten, und ein zweites Mal in Bezug auf die letztere Bank selbst; denn bezüglich des erstern wurde den Ständen eröffnet, daß nur, sofern sie auf eine Filialbank verzichteten, ihr Project wegen Errichtung einer Hypothekenbank in Berathung genommen werden würde, worauf sechs Monate später die perhorreszirte Filialbank von der Regierung in's Leben gerufen wurde, bezüglich des letzteren aber glaube ich aus zuverlässiger Quelle versichern zu können, daß Baron Kübel es war, welcher kurz nach Sanctionirung der galizischen Hypothekenbank zuerst die böhmische anregte, welche jetzt aus Staatsrückichten nicht ausführbar erscheint. — x x. —

P. S. Wie man aus einer Mücke einen Elephanten macht, davon geben die deutschen Zeitungen jetzt einen vollen Beweis. Ein Wiener Correspondent meldete in einem norddeutschen Journale, Erzherzog Stephan sei in Franzensbad und sähe kränklich aus — ein anderes Blatt spinnt die Nachricht fort und meldet, der Erzherzog gehe seiner Auflösung entgegen — ein drittes endlich meldet frisch weg, die Nachricht von seinem Tode sei bereits eingelaufen. Was ist nun Wahres an der Sache? Hören Sie und lachen Sie. Der Erzherzog trug bisher als österreichischer General einen Backenbart nach der Art, wie er bei den Offizieren unserer Arme Norm ist. Seit seiner Ernennung zum Statthalter in Ungarn hat er den nationalen Schnurrbart, die *conditio sine qua non* des ungarischen Magnaten, sich wachsen und den Backenbart wegrasiren lassen. Dadurch

Grenzboten, III. 1847.

steht sein Gesicht schwächtiger aus, was bei seiner ohnehin blassen Gesichtsfarbe noch mehr hervortritt. Dieser rasirte Backenbart ist, wie Sie sehen, zuerst zu einer Krankheit, dann zur nahen Auflösung und endlich gar zu einer Todesnachricht angewachsen. Der Erzherzog ist aber, Gott sei Dank, trotz seines fehlenden Backenbartes frischer als je, und wird am 22. d. M. seine große Installationsreise antreten.

VI.

Aus Berlin.

Der Polenprozeß. — Zeitungshalle. — Der Vorbehalt der Ausschüsse. — Lorenzen, Bühl, Bauer, Wehl. — Uhlisch. — Ranke. — Spontini. — Drei Bunder der Ultrakatholiken. — Dießerweg.

Der Polenprozeß, mit seinen großartigen öffentlichen Verhandlungen, geht den gewohnten Gang vorwärts, ohne daß man bereits deutlich absehen könnte, zu welchem Resultat er führen muß. Der Streit dreht sich um dreierlei: wieviel die einzelnen Angeklagten, die in geheime Gesellschaften, soweit sie eine Richtung gegen Preußen hatten, verwickelt waren; dann um die allgemeine menschliche Theilnahme an ihrem Schicksal, wobei ihre Vertheidiger es an Gefühlshebel nach Pariser Art nicht fehlen lassen; endlich um die juristische Feststellung des Begriffs Hochverrath. Es ist nämlich zweifelhaft, ob der Versuch, eine Provinz von der Monarchie loszureißen, nach den gesetzlichen Bestimmungen unter diese Kategorie subsumirt werden kann, und die Vertheidiger haben mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß man gerade in politischen Prozessen nicht streng genug mit solchen Begriffsbestimmungen umgehen kann, weil sonst der Willkür und Nachsicht der weiteste Spielraum geöffnet wird. Julius läßt es sich etwas kosten, die allergenauesten Berichte für seine Zeitungshalle zu gewinnen; die Vertheidiger unterstützen ihn zum Theil in seinen Anstrengungen, der Staatsanwalt dagegen hat seine Mitwirkung versagt, weil er als eine offizielle Person sich in Zeitungspolemik nicht einlassen könne. Darum muß die Zeitungshalle täglich eine große Reihe von Berichtigungen in ihr Blatt aufnehmen. Die andern Zeitungen drucken ihre Berichte treulichst nach, auch die Französischen, z. B. das *Journal des Débats* und das *Droit*. Julius hat daher erklärt, gegen ähnliche Nachdruckerei in Zukunft das gerichtliche Verfahren eintreten zu lassen. Ueberhaupt hat das junge Blatt mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen; die andere Presse — die *blue's* wie die *buff's* — ist ihm abhold, und Julius trägt durch den gereizten Ton, in dem er sich zuweilen gehen läßt, nicht eben dazu bei, diese Spannung zu heben. — Nur die *Gazette des Tribunaux* hat einen eigenen Berichterstatler in Berlin. — Die beiden Todesurtheile, die an polnischen Verschwörern dieser Tage in Galizien ausgeführt sind, tragen dazu bei, den Antheil an unsern Gerichtsverhandlungen zu erhöhen. — Es gehen hier vielfache Gerüchte von einer mysteriösen Polin, die auf romantische Weise, aber natürlich erfolglos, in das philiströs-rechtliche Getriebe dieser Polengeschichte habe eingreifen wollen.

Erwartungsvoll sind Aller Augen auf die Ausschüsse gerichtet, deren Eröffnung höchst wahrscheinlich in diesem Winter bevorsteht. Der große Theil derselben, der nur unter dem Vorbehalt, keine andern als vorbereitende ständische

Geschäfte auszuführen, zu denselben gewählt ist, muß nun zeigen, was er eigentlich mit diesem Vorbehalt gemeint hat. Die Regierung hat ihn schlechthin für nichtig erklärt, und das war allerdings zu erwarten; was wird nun aber die Opposition thun, wenn das formelle Gebot der Regierung mit ihrer wenigstens subjectiv dafürgehaltenen Pflicht collidirt? Schon bei der Wahl selbst haben sie es vorgezogen, ihre Artigkeit und Ehrerbietung gegen die Krone zu bethätigen; ob diese fromme Gesinnung die anderweitigen politischen Bedenken auch in dem neuen Collisionssfall überwinden wird, steht dahin.

Mit großer Spannung verfolgt man hier das Schicksal des Hrn. Lorenzen, der sich hier zur Zeit der schleswigschen Repealversammlungen einigen Ruf erwark, und der nun wegen der bekannten Rortorfer Volksversammlung wegen Majestätsverletzung angeklagt ist, und möglicher Weise zu 18 Monaten Festungsstrafe verurtheilt wird.

Von unsern Kriegsgefangenen ist Edgar Bauer noch in Magdeburg und hat eine Broschüre veröffentlicht, in welcher er sich über das Verfahren der Regierung gegen ihn bitter beschwert. Buhl wird um diese Zeit freigelassen; es heißt, er wolle Berlin in der nächsten Zeit nicht zum Schauplatz seiner radicalen Wirksamkeit erwählen. Feodor Wehl, auch eine Zeitlang ihr Leidensgefährte, ist jetzt Mitredacteur des Telegraphen in Hamburg.

Der Pastor Uhlich hat auf das Ultimatum des Consistoriums noch keine definitive Antwort gegeben. Mit den freien Gemeinden in Halle und Königsberg geht es harmlos und unschuldig vorwärts, oder es steht auch still, wie man es nun vorzieht, sich über eine Erscheinung auszudrücken, die Anfangs bescheiden genug war, sich als den Träger der Fortschritte des Weltgeistes zu proclamiren.

In unserm wissenschaftlichen Leben ist auch in diesem Augenblick keine bemerkenswerthe Phase eingetreten. Von Ranke's Geschichte der serbischen Revolution ist eine englische Uebersetzung erschienen; wie überhaupt wohl keiner unserer Gelehrten mit einem solchen Eifer im Auslande studirt wird, als Ranke. Die verschiedenartigsten literarischen Individualitäten — ich erinnere nur an den trocknen aber besonnenen Forscher Henry Hallam, und den phantastischen Rhetoriker L. Blanc — gründen ihre Ansichten, sobald sie sich auf die betreffenden Jahrhunderte beziehen, vornehmlich auf die Forschungen unsers berühmten Landesmannes.

Spontini hat während seines hiesigen Aufenthaltes noch nicht die Freude gehabt, eine seiner Opern auf der Bühne zu sehen. Nicht allein aus Pietät, sondern auch um ihres innern Werthes willen sollte man diese Musik, die uns zu ihrer Zeit manches Vergnügen, wenn auch zugleich manche physische Erschütterung bereitet hat, einmal wieder auffrischen.

Bei der Stille unseres politischen Lebens wendet sich die Aufmerksamkeit auch wieder einmal auf das Ausland, welches man, ganz gegen deutsches Herkommen, in der letzten Zeit ziemlich aus den Augen verloren hat. Der Ultramontanismus hat in diesen Tagen drei bedeutende Verluste erlitten; die Beschlüsse der Tagessagung in der Sonderbunds-Frage; die lang erwartete, nun endlich vollzogene Berufung des liberalen Ministeriums Rogier in Belgien und das von demselben veröffentlichte, entschieden antikirchliche (?) Programm; endlich die Einbe-

rufung von Deputationen zur Berathung der öffentlichen Verhältnisse von Seiten des Papstes. Das letzte kommt einem wie im Traume vor.

Mit Diesterweg's Entlassung aus seinem Amt, dem Directorat des pädagogischen Seminars, dem er so viele Jahre mit rühmlicher Wirksamkeit vorgestanden, fallen die genauern Bekanntmachungen von dem Hamburger Reformplan des Erziehungswesens in eine Zeit. Es scheint als habe man der Schule ihren privaten Charakter ganz entziehen, und den Unterricht als ein ausschließliches Staatsinstitut auffassen wollen; nach unserer Meinung ein zu weitgreifendes Experiment, da in diesem, wie in den meisten Fällen des öffentlichen Lebens, der Staat viel heilsamer wirkt, wenn er nur beaufsichtigt, anspornt und mäßigt, als wenn er unmittelbar verwaltet. In unserm Staat scheint sich im Gegentheil dies ganz richtige Prinzip Bahn zu brechen, der freien Einsicht der Privaten auch in diesem Zweige des Lebens einen größern Spielraum zu gestatten, was die thätige Theilnahme des Staats keineswegs ausschließt.

Neufölln.

VII.

Aus Hamburg.

Der Fremdenzug. — Helgoland und seine Besucher. — Seebäder und Eisenbahnen. — Literatur und Theater. — Die Wiener Hofschauspieler auf Reisen. — Hamburgischer Enthusiasmus.

Wir sind auf der brennenden Höhe des Sommers, und der Rückblick, den wir von da aus auf den unser Hamburg durchfluthenden Fremdenstrom dieses Jahres werfen können, zeigt ein erfreulich überraschendes Anschwellen. Früher war es vorzugsweise die Epoche der Wettrennen, welche alle Gasthöfe bis unter den Giebel füllte und die hiesigen Fremdenlisten gewaltig ausreckte. Im laufenden Sommer hatten dieselbe fast ununterbrochen eine riesige Körpergröße und die Hotelbesitzer dürfen sich gegründeter Hoffnung überlassen, jene Namensverzeichnisse sich mit jedem Jahre gigantischer entwickeln zu sehen. Viel haben wir bei diesem starken Fremdenbesuche, der natürlich in alle Adern und Lebenskanäle Hamburgs, soweit sie wieder auf den materiellen, gewerblichen Pulsschlag influiren, Regung und Bewegung bringt, den benachbarten Seebädern zu danken. Um nur eins hervorzuheben, Helgoland, so gibt man an, daß dort niemals die Kurgäste in solcher Zahl versammelt gewesen, als es dieses Jahr der Fall. Das aristokratische Element unter Helgolands Badegästen scheint sich aber — obwohl seit geraumer Zeit ein sächsischer Prinz dort ist — nicht auf gleicher Höhe zu erhalten; ein ganzes Heer von Lieutenants soll dort tonangebend sein und was sich um dasselbe meist gruppirt, der Crème der Gesellschaft eben auch nicht angehören, Sie, Herr Redacteur, waren ja Augenzeuge, Selbstbeobachter, wahrscheinlich auch — Mitleidender! — Wir verdanken, wollt' ich oben sagen, den Seebädern (nämlich auch Norderney, Wangerooge, auch Doberan und selbst Warnemünde) viel, jedoch hat auch das neue Hamburg an und für sich viel Magnetisches in seinem glänzenden Neubau, in seinem herrlichen Alsterbassin, in den lebendigen Schwingungen aller seiner so verschiedenartigen Lebenselemente! — Sie ziehen an, sie

locken, sie verführen. Es ist so leicht hierher zu kommen — das practische Wunder, Eisenbahnen, umschlingt uns immer enger — und es wird immer schwerer, sich von dem lustigen, gemüthlichen, ungenirten Hamburg zu trennen. Selbst die Literatur wird von dem wohlthuenden Einfluß der großen Stadt, trotz des ewigen Hauptgeräusches, trotz des monotonen Geklappers ihrer merkantilischen Räderwerke, mächtig angezogen. Es gefällt ihr in den bewegten und doch nicht zu spektakelhaften Straßen, unter den handelsgeschäftigen, materiellen, aber doch auch biedern und gemüthvollen Menschen, bei denen das Dasein freie Athemzüge thun kann, in deren Gesellschaft Ellenbogen und Kniee nicht unablässig anstoßen, wo auch ein unrasirtes Wort, ein nichtgekämmter Einfall, ein Gedanke, der nicht im feierlichen schwarzen Frack und buttergelben Glacéhandschuhe in das Conventionszimmer tritt, keineswegs eine Anweisung auf die Thür erhält. — Hamburgs Literaturstaat, mit dem wir (um ein wohlfeiles Wortspiel zu begehen) in den letzten Jahren wahrlich keinen „Staat“ machen konnten, wird wahrscheinlich im nächsten Winter seine Grenzen um ein Namhaftes erweitern. Die Redaction eines bekannten Dresdner Blattes will die ganze Dauer desselben hier zubringen, und geht sogar mit dem enormen Gedanken schwanger, die zersprengten Glieder des hamburgischen Literaturkörpers einander näher zu bringen, ihnen in gesellschaftlichen, geistig-angeregten Zusammenkünften Berührungspunkte zu schaffen, die jetzt allerdings entbehrt werden. Versucht hat man dergleichen schon oft, ist aber regelmäßig gescheitert an einem ängstlichen Isolirungssystem, am Stockschnupfen der Unverträglichkeit und am leidigen Verwechselln öffentlicher Differenzen in reinfachlicher Beziehung mit der Persönlichkeit, auf welche gewöhnlich alle Antipathien übertragen werden. Mittlerweile wäre ein neuer Versuch, den hiesigen achtungswerthen Literaten und Publizisten einen gemüthlichen Vereinigungspunkt zu bieten, alles Dankes werth, auch wenn er nicht gelingt. — Daß sich jetzt auch Herr Theodor Wehl hier selbst niederließ, vorläufig hauptsächlich um das Feuilleton des einer Umgestaltung bedürftigen „Telegraphen“ zu leiten, schließt sich obigen Nachrichten an. Er war uns recht willkommen.

Unsere Theaterzustände sind, soweit sie das eine Alsterufer und dessen Trauerschau- und Lustspiele betreffen, noch dermaßen unreif, noch so offenbar in der Entwicklung begriffen, daß wir nur der Oper im Vorbeigehen ein aufrichtiges Compliment machen, zur Besprechung alles sonstigen aber einen passenderen Zeitpunkt abwarten müssen. Baisons theilweise kerniges Schauspielertalent hat in der Frische seiner Gestaltungskraft allerdings einige Male Zeichen der Ermattung unter den drückenden Lasten des Directorats, doch ist dergleichen bei näherem Vertrautsein mit den Leztern so natürlich, daß solche Erfahrungen die Achtung vor der bedeutamen Künstlerchaft des Mannes, innerhalb seiner Sphären keineswegs schmälern können! Döring spielte einen Vieles umfassenden Rollencyclus, neben ihm, die Damen Saltinger, Neumann, La Roche und Wilhelmi forderten die Vergleiche vom Thalia-theater aus dringend auf, die Alster zu durchschneiden und die Parallele fuhr wirklich — so verschiedenartig auch alle diese Kunstnotabilitäten in ihrem Wirkungskreise sind — mit vollen Segeln, mit eifrigen Ruderschlägen hin und her. Ich finde weder Raum noch Behagen, ihr auf diesem Cours zu folgen. Erlauben Sie mir nur noch mit einigen Worten des so merkwürdigen Zusam-

menwirkens jenes Quartettes von Hofburgtheater-Mitgliedern zu gedenken. Einige Phantasie und wir konnten uns in manchen Scenen der aufgeführten Lustspiele — in welchem Bereiche auch das heimische Ensemble sehr Achtungswerthes leistet — nach Wien versetzt wännen. Die noble, kluge, aller Freiheiten ihrer Kunst und der überraschendsten Naturnüancen mächtige Amalie Haiginger; die zarte, gemüthvolle, liebliche Louise Neumann *); der grundehrliche, kernige, mit seiner stets widerkehrenden humoristischen Persönlichkeit, doch nie ermüdende Wilhelm, endlich der herrliche La Roche, ein Künstler voll Wahrheit und Natur, ein unwiderstehlicher Vermittler zwischen Bühnenspiel und Wirklichkeit, ein Mann, dessen Gemüthston mich ergriffen hat, wie kein schmelzender Bravourlaut einer Sängerin es je vermochte, der Mann dessen schlichtbürgerliches Auftreten und Darstellen mehr Würde hat, als das gespreizte Majestätischthum von hundert Stelzenschauspielern zusammengenommen — welch' eine Reihe unvergeßlicher Theaterabende haben sie uns verschafft! — Mit Freuden schreib' ich es nieder, diese Wiener Kunstdeputirte wurden hier nach Verdienst gefeiert. Die Haiginger und ihre graziose Tochter, diese beiden herzigen „Schwäbinnen“, werden schon im nächsten Sommer wieder auf dem Thaliatheater erwartet, wahrscheinlich wird auch La Roche von Neuem daselbst wirken müssen. Einer größern Beliebtheit als dieser hat sich nie ein gastirender Schauspieler in Hamburg erfreut. Obwohl seit 1845 zum dritten Male hier, füllte er in seinen oftgesehenen Rollen, selbst bei dem schönsten Wetter, das Haus, und genießt im ganzen

*) Im „Telegraph“ sagt Theodor Wehl, „daß sie jetzt die erste Schauspielerin ihres Faches in Deutschland ist. Alles erscheint wahr, neu und echt an ihr; nirgends zeigt sich Manier, nirgends Nachahmung, überall Ursprünglichkeit. Was besonders mich angeht, so muß ich bekennen, daß sie mir wohlthat bis in die Seele hinein. Sie bringt m'r mitten in den Dunst des berlinischen Sommerlebens den frischen, wie mit Reseda- und Weidenbust durchzogenen Hauch einer schönen, edlen Menschennatur.“ Was uns selbst betrifft, so stimmen wir vollkommen in dieses enthusiastische Lob mit ein, denn wir finden in Fräul. Louise Neumann wirklich die ausgezeichnete Künstlerin, als welche der Ruf sie verkündet hat. Besonders entzückt hat uns an ihr die Sauberkeit und Grazie, mit der sie ihre Rollen auszuführen pflegt. Mit einem Blick, einem Wort, einer sinnigen Geste, einer pikanten Nuance wirkt und erreicht sie oft mehr, als andere Damen ihres Faches mit allem brillanten Feuerwerk ihrer Rhetorik, mit allem schweren Geschwätz ihrer Leidenschaft. Wie der unvergeßliche Seydelmann wirkt sie hauptsächlich dadurch großartig, daß sie ihre Gestalten bis in die kleinsten Fasern hinab auszuführen versteht. Sie läßt keine Stelle leer in ihrer Rolle. Alles darin wird ausgefüllt, sei es durch ein Lächeln, ein Mundverziehen, ein Augenaufschlagen.

Was noch besonders an ihr zu rühmen sein dürfte, das ist die Decenz, mit der sie spielt, nicht allein die künstlerische, sondern auch die moralische. Sie geht mit nichts über den Rahmen der Bühne hinaus, mit keiner Bewegung, mit keinem Blicke. Sie steht weder in's Parquet, noch in den ersten Rang, noch in die Proskeniumslogen; sie steht nirgends anders hin, als in den Raum, auf dem sie spielt und der ihre Welt bedeutet.

Wie selten dies heut zu Tage unter den Künstlerinnen zu finden, wissen wir Alle. Es hat wohl Jeder schon einmal Gelegenheit gehabt, das kokette Blinzeln, das frivole Wancemachen zu bemerken, das die jungen Damen der Bühne mit diesem oder jenem Elegant, diesem oder jenem Lion der Gesellschaft von der Scene in den Zuschauerraum hinaus oder hinab zu unterhalten pflegen. Daß Fräul. Louise Neumann nichts davon zeigt und kennt, gibt ihr in unsern Augen außer dem Reize ihres großen Talentes auch noch den einer schönen und züchtigen Seele.

Dieser ist es denn auch, der ihren Darstellungen die echte, künstlerische Weihe und uns das Recht gibt, von ihr zu sagen: ihr Spiel besitze alle Schönheiten von dem der Charlotte v. Hagn, ohne jedoch die Fehler desselben inne zu haben. Sie hat das Genie jener Dame, aber ohne die Schattenseiten desselben.

Publikum, wie bei der Kritik, einer Werthschätzung, die nicht wohl einstimmiger sein kann. — Einstimmig war auch das Urtheil über Anschütz, der im Stadttheater sechs Rollen vortrübte. „Zur rechten Zeit aufhören“ scheint eine schwierige Anforderung bei Künstlern, die einst groß und gefeiert dastanden. Ich will diese weise Regel Herrn Anschütz, wenigstens was das Gastspielen betrifft, dringend in die Erinnerung rufen; und meine ihn betreffenden Notizen mit dem Hervorheben seines „Lear“ schließen, durch dessen letzten Act er für ein Schwaches, greisenhaft Markloses und eintönig Breites seiner anderen Rollen zu entschädigen wußte.

— I —

VIII.

Notizen.

Ranke über Friedrich II. — Herwegh und die Deutsche Allg. Zeitung.

— „Neun Bücher preussischer Geschichte“, ein werthvolles Buch von Ranke, ist so eben in seinen drei ersten Büchern (1r. Band) erschienen.

In der Darstellung von Friedrichs des Großen Jugendleben macht uns das Ranke'sche Buch keinen besonders günstigen Eindruck. Es gemahnt nicht undeutlich an einen Hofgeschichtschreiber, welcher mit Höflichkeit die scharfen Ecken, an denen man sich verletzen könnte, abschleift mit einem Reibsteine, der mehr ist oder weniger als Kritik. Diese scharfen Ecken stehen in folgenden Fragen: hat der junge Friedrich bei seinem Aufenthalte in Dresden sinnlicher Liebe gepflegt und eine Liebespassion gehegt? Ist er ferner von seinem Vater körperlich gemißhandelt worden? Hat seine Mutter directe Schuld an der Steigerung des Zwiespaltes zwischen ihrem Sohne und ihrem Gatten? Auf die erste Frage sagt er in Betreff sinnlicher Genüsse so beiseit und halb versteckt: o ja; in Betreff einer speziellen Passion sagt er abschmeckend: Kaum. Und was hat er zu letzterem Kaum für einen Beleg? Friedrich's jüngerer Bruder August Wilhelm hat in einer späteren Aufzeichnung niedergeschrieben: „jamais il n'a eu du penchant pour le sexe et encore moins pour le mariage, und dies ist ihm niederschlagendes Gegengewicht für die Mittheilungen der älteren Schwester Wilhelmine. Das ist weniger als Kritik. August Wilhelm war ein Knabe zur Zeit des Dresdner Besuches, er ist gar nicht von Bedeutung in der Frage: wie Friedrich damals gesinnt gewesen. Die ältere Schwester, Friedrichs Vertraute, und andere Zeugen sind unvergleichlich wichtiger. Für Friedrichs späteres Leben ist aber diese Notiz des Bruders gar nicht nöthig: Niemand hat bezweifelt, daß sich Friedrich später um Frauenliebe gar nicht bekümmert. Die körperlichen Mißhandlungen ferner, mit welchen der König so schnell bei der Hand gewesen, nach allen Quellen, die bekannt sind, verwischt Ranke mit wässrigem Schwamme. Das ist mehr als Kritik, und führt uns auf den Uebelstand: aus Archiven vorzugsweise Geschichte zu schreiben. In diesen Archiven mag sich wenig vorfinden von solchen körperlichen Excessen; ist dies ein Grund, das zu ignoriren, was gleichzeitige Memoirenschreiber und Augenzeugen ausführlich und wiederholt schildern? Dies ist Verwischung, nicht Sichtung. Und nicht bloß Verwischung der Thatfachen, sondern auch der Cha-

raktere. Diese cholерischen Excesse gehören zum Charakter des Königs und der Zeit und erklären besser als die diplomatischen Absichten, welche Ranke in den Vordergrund stellt. Für Gruppierung dieser Absichten sind wir dankbar, aber dafür, daß sie in den Vordergrund gestellt werden, sind wir es nicht. Das Familienleben war der Vordergrund für Friedrich Wilhelm und Verrückung dieser längst festgestellten und viel interessanten Wahrheit scheint uns keineswegs etwas Verdienstliches zu sein. Ebenso verflacht Ranke durch Ausglei chung den Charakter der Königin, deren stolzer, eigensinniger Sinn, deren etwas trockenes Herz, deren systematische Verleitung der Kinder zu Widerseßlichkeit gegen den Vater ein viel lebensvolleres Charakterbild geben als Ranke gibt.

— Die deutsche allgemeine Zeitung will ihrem Charakter als all — gemeine nicht bloß en gros, sondern auch en detail treu bleiben. In einer Correspondenz aus Stuttgart (Nro. 222) meldet sie: „Das heutige Tageblatt enthält folgende, nicht uninteressante (!) Notiz: „Die Frau eines hiesigen Traiteurs, dessen Name durch seinen Sohn berühmt geworden, hat sich vor mehreren Tagen in Gesellschaft eines jungen Mannes mit zwei Kindern und mehreren Hauseffecten flüchtig gemacht; sie soll den Weg nach Straßburg eingeschlagen haben.“ — Wer Localkenntnisse genug besitzt, (setzt nun die deutsche Allgemeine hinzu) weiß, daß darunter nur Herwegh's Mutter verstanden sein kann.“ — Das Stuttgarter Tageblatt, welches von keinem Professor der Staatswissenschaft redigirt wird, und dem, wie allen kleinen Localblättern, die auf den Stadtklatsch angewiesen sind, die Scandalisirerei eher zu verzeihen wäre, hat dennoch die Delicatesse gehabt, keinen Namen zu nennen, während das Journal des Herrn Professor Bülow, das nur „für Wahrheit und Recht, Freiheit und Geseß“ kämpft, sich beeilt, der Welt zu verkünden, die flüchtige Frau könne keine andere als die Mutter Herwegh's sein. Wir möchten die Redaction des Brockhaus'schen Blattes fragen, ob sie mit dieser Namensnennung eben so schnell bei der Hand wäre, wenn es die Mutter einer ihrer Berliner Patrone beträfe? Wie kommt überhaupt die Frau eines kleinen Gastwirths in Stuttgart zu der Ehre, in den Spalten eines „großen“ Blattes in Leipzig zu figuriren? Wird ihr diese Ehre in Rücksicht auf ihren Sohn erwiesen, so hätte man für diesen Sohn die Rücksicht haben sollen, wenigstens so viel Delicatesse zu haben, wie ein kleines Localblatt. Es müßte denn sein, daß die bekannte tiefe Weisheit der deutschen allgemeinen Zeitung einen neuen tiefsinnigen Lehrsaß transpiriren lassen wollte: Siehst du deutsches Volk, was die Folge ist, wenn man liberale politische Gedichte schreibt, die eigene Mutter geht dann mit einem jungen Menschen durch und obendrein „mit einigen Hauseffecten!“

Druckfehler. Im letzten Hefte muß es auf dem Umschlaage statt Postbeamten Paßbeamten heißen. Auch in dem Aufsaze selbst kommt zwei, dreimal diese Verwechslung vor.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.